



# LEBEN IN DEUTSCHLAND

30 Jahre Sozio-oekonomisches Panel (SOEP) –  
die große Langzeitstudie und ihre wichtigsten Ergebnisse



# Der Apfel fällt nicht weit ...

**Was aus Kindern wird, hängt entscheidend von ihren Eltern ab – nicht nur genetisch. Denn die soziale Herkunft erschwert oder erleichtert den gesellschaftlichen Aufstieg.**

von Kathryn Kortmann (Text) und Klaus Mellenthin (Fotos)

**DREI GENERATIONEN**, zwei Haushalte, eine Familie. Für die Wissenschaft sind die Fischers ein Glücksfall. Denn Oma Inge, Opa Lutz, Papa Marcel, Mama Steffi und Tochter Lisa\* sind so etwas wie menschliche Forschungsobjekte. Sie durchlaufen regelmäßig eine Art Routinecheck – aber nicht etwa beim Arzt, sondern per Fragebogen. Einmal im Jahr bekommen die Fünf in Berlin Besuch von ihrer persönlichen Interviewerin.

Sie will dann genau wissen, ob Papa Marcells Saunabetrieb nach wie vor läuft und genügend Geld zum Leben abwirft, ob Mama Steffi noch als Krankenschwester arbeitet und wie die Ausbildung von Tochter Lisa beim Bundesministerium für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin läuft. War von ihnen jemand in den letzten zwölf Monaten krank? Rauchen sie? Ist Lisa noch als Schwimmerin bei der DLRG aktiv? Wie zufrieden sind sie zurzeit mit ihrem Leben, und worüber machen sie sich gerade Sorgen? Mit ihren vielen Fragen wirkt die Mitarbeiterin von TNS Infratest

Sozialforschung zwar extrem neugierig, aber sie ist das ausschließlich zu Forschungszwecken.

Die Antworten der Familie, ihre Angaben zu Einkommen und Vermögen, alle Fakten zu ihrem Leben und ihre persönlichen Einschätzungen fließen ein in das Sozio-oekonomische Panel. Die kurz „SOEP“ genannte Langzeiterhebung ist seit 1984 der große Dauerbrenner der empirischen Sozialforschung in Deutschland. Derzeit werden fast 15 000 Haushalte jährlich besucht und darin rund 30 000 Personen befragt.

## DREI GENERATIONEN IN ZAHLEN

Seit der Wiedervereinigung sind auch Opa Lutz, Oma Inge und Vater Marcel Teil der Stichprobe. Damals wohnte Marcel noch bei den Eltern. Als der heute 44-Jährige mit Steffi eine eigene Wohnung bezog und vor 20 Jahren Tochter Lisa auf die Welt kam, erweiterte er damit die Studie auf natürliche Weise. Im Datensatz befindet sich seither nicht nur die gesamte Entwicklung von Lisa –

streng anonymisiert und nicht persönlich zuzuordnen. Darin ist auch zu finden, dass Papa Marcel heute seinen Traum vom Saunameister lebt, aber zuvor viele Jahre als selbstständiger Ingenieur ein Bauunternehmen betrieb. Dokumentiert ist ebenfalls, dass Opa Lutz und Oma Inge – inzwischen Rentner – früher als Meister in einem metallverarbeitenden Betrieb und als Krippenerzieherin gearbeitet haben. Das gesamte Leben der Fischers lässt sich mit den SOEP-Daten statistisch darstellen.

Und nicht nur das. Weil sich mehr als 2000 Familien über drei Generationen an der jährlichen Befragung beteiligen, erhalten Soziologen, Psychologen, Ökonomen und Bildungsforscher empirisch gesicherte Antworten auf viele gesellschaftlich relevante Fragen. Dabei stellte sich immer wieder heraus, dass die Herkunft nicht nur genetisch prägend ist, sondern oft auch sozial die Weichen für die Zukunft stellt. Ob der Vater sein Geld als Briefträger oder Rechtsanwalt verdient, die Mutter ihr Einkommen als Friseurin oder Ärztin bezieht, ist in Deutschland nicht egal, wenn es um die Chancen der Töchter und Söhne geht.

„Der Traum, als Sohn eines Tellerwäschers zum Millionär zu werden, geht hierzulande ebenso selten in Erfüllung wie in den USA“, sagt Daniel Schnitzlein. Der Ökonom am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin), wo das SOEP gesteuert wird, hat Anfang des Jahres eine Studie veröffentlicht, die mit Zahlen belegt, welchen entscheidenden Einfluss das Elternhaus auf die Zukunftschancen der Kinder hat. Der berufliche Erfolg ist zu über 40 Prozent durch den familiären Hintergrund zu erklären, der Bildungserfolg sogar zu mehr als 50 Prozent. „Das bedeutet, dass in Deutschland kaum Chancengleichheit besteht und sozialer Aufstieg sehr schwierig ist“, betont Schnitzlein.

Dreh- und Angelpunkt ist dabei die Bildung von Mama und Papa. Haben die es in der Schule oder an der Uni weit gebracht, stehen meist auch dem Nachwuchs die Türen offen. „Die Bildung der Eltern prägt die intellektuellen Fähigkeiten der Kinder deutlich“, sagt Silke Anger. Die Bamberger Ökonomin hat in einer Studie am DIW untersucht, in wel-

## Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP)

Seit 1984 gibt es das „Sozio-oekonomische Panel“ – die repräsentative Erhebung privater Haushalte in Deutschland. Im Auftrag des DIW Berlin befragt das Institut „TNS Infratest Sozialforschung“ dafür jedes Jahr etwa 15 000 Haushalte – immer wieder dieselben zu den gleichen Themen und Inhalten. Auf diese Weise lassen sich Veränderungen im Leben der Menschen in Deutschland über lange Zeit detailliert analysieren. Mehr als 500 Wissenschaftler weltweit werten die Daten aus. Begonnen wurde das SOEP als Projekt der DFG. Heute wird es im Rahmen der Leibniz-Gemeinschaft am DIW Berlin vom Bund (BMBF) und den Ländern gefördert. Weitere Informationen finden Sie auf [www.soep.de](http://www.soep.de) und [www.facebook.com/soepnet](http://www.facebook.com/soepnet).

Wir stellen vor – eine typische Familie in Schwaben: Tochter Fabiola, Mama Nicole, Oma Brigitte, Papa Stefan, Sohn Lorenzo und Opa Wolfgang. Drei Generationen mit verschiedenen Lebenswegen, die Forscher und Statistiker interessieren. Seit rund 30 Jahren werden Familien und Einzelpersonen bundesweit vom Sozio-oekonomischen Panel statistisch erfasst. Die Daten bleiben vollständig anonym.



## Kinder machen Eltern fromm

Auch Kinder beeinflussen das Verhalten ihrer Eltern, zum Beispiel bei der Religiosität. Der Chemnitzer Soziologe Daniel Los hat herausgefunden: Wenn die Kleinen das vierte Lebensjahr erreicht haben, zieht es Mama und Papa häufiger in die Kirche – gemeinsam mit dem Nachwuchs. Der Grund ist etwa die Vorbereitung auf christliche Feste. Aber nur in den alten Bundesländern: Die zu DDR-Zeiten unerwünschte Frömmigkeit wurde nach der Wiedervereinigung nicht wiederbelebt.

chem Ausmaß Intelligenz und Persönlichkeitsmerkmale von Vater und Mutter an die Kinder vererbt werden. Befund: Persönlichkeitseigenschaften färben weniger stark ab als kognitive Fähigkeiten. Verfügen die Eltern über einen hohen Bildungsabschluss, schneiden die Kinder in Kompetenztests besser ab als Gleichaltrige mit Eltern geringerer Qualifikation. Die Kinder gebildeter Eltern können Informationen schneller verarbeiten und besser abstrakt denken, verfügen über mehr sprachliche Kompetenz und sind im Umgang mit Zahlen geübt. Und: Je älter die Kinder werden, umso ähnlicher werden sie ihren Eltern hinsichtlich der intellektuellen Kapazitäten. Fest steht: Ein höherer Bildungsstand bedeutet in der Regel auch mehr finanzielle Ressourcen für die Entwicklung der Fähigkeiten von Kindern. Der Besuch einer Musik- oder Kunstschule, die Mitgliedschaft in einem Sportverein, Bildungsreisen oder auch Nachhilfe sind mit gut gefülltem Geldbeutel leichter zu bestreiten.

### FRÜH IN DIE FREMDE

Ein längerer Auslandsaufenthalt während der Schulzeit ist ebenfalls eher etwas für wohlhabendere Elternhäuser, wie eine Studie der Soziologen Jürgen Gerhards und Silke Hans von der FU Berlin zeigt. Sie analysierten SOEP-Daten von knapp 3000 Schülern aus den Jahren 2000 bis 2010. Ergebnis: Gerade sechs Prozent büffelten vorübergehend im Ausland. Nur wenn Mama und Papa reichlich Geld verdienen, können die Jugendlichen ihre Koffer packen, im Ausland ihre Sprachkenntnisse verbessern und nebenbei Erfahrungen über Land und Leute sammeln. „Die rund 9000 Euro, die ein Jahr im Ausland durchschnittlich kostet, sind schließlich nicht aus der Portokasse zu bezahlen“, sagt Jürgen Gerhards. Dabei lohnt sich die Investition. Fremdspra-

chenkenntnisse und interkulturelle Kompetenzen sind auf dem Arbeitsmarkt gefragt wie nie zuvor.

Das ergab eine weitere Analyse von Gerhards und Hans. Als die Studienautoren die Stellenanzeigen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung aus den Jahren 1960 und 2010 durchblättern, stellten sie fest: Internationale Erfahrungen und die Bereitschaft, die Firma für längere Zeit rund um den Globus zu vertreten, sind heute ebenso wie gute Sprachkenntnisse, vor allem in Englisch, von weitaus größerer Bedeutung als vor 50 Jahren.



Seinen grünen Daumen hat Lorenzo von Papa Stefan. Mehr zu können als andere, ist später in Ausbildung und Beruf von Vorteil.

Allerdings sind wenig gebildete Jugendliche aus bildungsfernen und ärmeren Familien auch seltener daran interessiert, ihre berufliche Zukunft in die

Hand zu nehmen. „Selbst wenn es in ihrer Region an Jobs mangelt, ist das für sie oft kein Grund, weiter weg zu ziehen“, berichtet Thomas Leopold. Der Soziologe von der Universität Bamberg hat Antworten auf die Frage gesucht, wie weit sich erwachsene Kinder mit einem eigenen Haushalt von ihrem Elternhaus entfernen. „Nicht wirklich weit“, lautet das Fazit seiner Studie. In der Nähe von Mama und Papa ist es wohl am schönsten.

### DIE KINDER BLEIBEN IN DER NÄHE

Im Durchschnitt liegt das neue Zuhause der ausziehenden Kinder gerade einmal 9,5 Kilometer von den Eltern entfernt. Jeder Zehnte wagt sich sogar nur weniger als einen halben Kilometer weit weg. Dabei unterscheiden sich die Kinder deutlich je nach dem Schulabschluss: Hauptschüler gründen in der Regel ihren ersten eigenen Haushalt 4,8 Kilometer vom Elternhaus entfernt, Abiturienten zieht es im Schnitt rund 24,6 Kilometer vom Heimatort weg, meist um zu studieren.

Fabian Pfeffer hat seinen Heimatort – Konstanz am Bodensee – viele Tausend Kilometer weit hinter sich gelassen. Der Soziologe arbeitet derzeit an der University of Michigan in Ann Arbor, USA, wo er sich mit Fragen der sozialen Ungleichheit beschäftigt (siehe Porträt auf S. 77). Dabei hat er festgestellt, dass es neben der Bildung der Eltern, ihrem beruflichen Status und ihrem Verdienst noch eine vierte Säule gibt, die den Kindern das Leben erleichtert: ihr Vermögen. Das ist in Deutschland bei Weitem ungleicher verteilt als das Einkommen.

In den USA, wo Pfeffer seit 2004 lebt, hat er beobachtet, dass Bildungschancen eng ans elterliche Vermögen gekoppelt sind. Die Wohlhabenden wohnen unter sich, und dort gibt es besser ausgestattete Schulen und Colleges. Oft können junge Menschen in ihrer derzeitigen Heimat überhaupt nur studieren, weil sie begüterte Eltern haben, die ihnen die teure Ausbildung



Der yogabegeisterten Mutter liegt viel daran, dass auch ihre Kinder Sport treiben. Ihr Credo: Erfolg beim Sport bringt Spaß und fördert die Disziplin. Die braucht Mama Nicole: Wie ihr Vater hat sie sich dafür entschieden, selbstständig zu sein.



So oft es geht, liest Oma Brigitte ihrer Enkelin Geschichten vor. Fabiola wird ihr Leben lang davon profitieren. Denn Kinder, die früh gefördert werden, haben gute Chancen, als Erwachsene einen hohen Bildungsabschluss zu erreichen.



finanzieren. Eine solche „Kauffunktion“ hat Vermögen in Deutschland nicht, weil Abiturienten in der Regel keine hohen Studiengebühren hinblättern müssen. Dennoch: Mit Hausbesitz, einem prallen Bankkonto und Aktien im Rücken studiert es sich – aus psychologischen Gründen – auch hierzulande leichter, wie die SOEP-Daten zeigen. Fabian Pfeffer meint: „In Deutschland schafft Vermögen Sicherheit. Die Angst, im Studium zu versagen, ist weniger groß, weil die jungen Menschen das beruhigende Gefühl haben, dass sie im schlimmsten Fall auf das elterliche Vermögen zurückgreifen können.“

Dass Besitz eine Art Sicherheitsnetz beim Studium bietet, ist kein deutsches Spezifikum. Ein Blick in die Registerdaten von Schweden verrät: Kinder aus wohlhabenden Familien sind eher willens, „Orchideenfächer“ zu studieren, die nicht – wie bei einem Medizinstudium – ein absehbares und vor allem gesichertes Einkommen garantieren.

Für Deutschland sucht Pfeffer gerade nach einem weiteren Indiz für seine Theorie, dass Abiturienten mit weniger begüterten Eltern eher zur Risikominimierung neigen als solche aus betuchten Verhältnissen. Ein Paradebeispiel dafür ist der Umweg über eine Banklehre zum BWL-Studium, getreu dem Motto: „Wenn es an der Uni nicht klappt, habe ich ja immer noch die Banklehre.“

Aber egal, ob Studium oder Berufsausbildung – mit dem Abitur in der Tasche sind die Zukunftschancen allemal rosiger als mit einem niedrigeren Abschluss. Gleichzeitig scheint die Hochschulreife in unserer derzeitigen Gesellschaft eine Investition in die eigene Familie zu sein – und zwar nicht nur, was die Bildung der Kinder betrifft. Auch deren Gesundheit hängt eng mit dem Schulabschluss der Eltern und vor allem mit der Qualifikation der Mutter zusammen. Je niedriger der mütterliche Bildungsabschluss ist, umso häufiger bringen die Jugendlichen ein paar Kilo zu viel auf die Waage, rauchen oder sind unспортlich.

Selbst Neugeborene sind im Nachteil, wenn Mama „nur“ die Hauptschule besucht hat: Die Babys sind mit weniger als 3000 Gramm Geburtsgewicht häufig zu leicht, und das Risiko einer Früh-

geburt ist doppelt so hoch wie bei einer Mutter mit Abitur. „Die Gesundheit der Kinder wird nicht allein durch die Genetik bestimmt“, erklärt Jan Marcus. „Ebenso wichtig ist die elterliche Bildung, da sie das Gesundheitsbewusstsein erhöht.“

Der Gesundheitsökonom am DIW hat in einer Studie festgestellt: Ein zusätzliches Bildungsjahr der Mutter reduziert die Wahrscheinlichkeit, dass die Tochter raucht oder unспортlich ist, um mehr als sieben Prozentpunkte. Bei Mädchen sind die Effekte größer als bei Jungen, „wohl deshalb, weil sie sich eher am Rollenvorbild der Mama orientieren als Jungen“, vermutet Marcus.

Dafür hängt die Gesundheit von Jungen offenbar stark vom Gesamtbefinden ihrer Mutter ab. Je schlechter diese ihre Gesundheit bewertet, so das Ergebnis einer Studie der Familien- und Bildungsökonomin Katharina Spieß, desto eher leiden die Jungen an Asthma, Bronchitis oder Mittelohrentzündungen. Aber auch der Vater hat Einfluss auf die Gesundheit seiner Sprösslinge. „Ab dem dritten Lebensjahr spielt der Vater eine messbare Rolle bei der Gesundheit der Kinder“, sagt die DIW-Expertin, die Professorin an der FU Berlin ist.

### GESUNDHEIT IST NICHT ALLES

Aber Gesundheit ist nicht alles, wie die Untersuchung einer Bochumer Forschergruppe um den Entwicklungspsychologen Axel Schölmerich gezeigt hat. Das Team hatte nach „entscheidenden Faktoren für das Wohlergehen von Kindern“ gefahndet. Beim Inspizieren der SOEP-Daten stießen die Wissenschaftler neben den gesundheitlichen Aspekten auf altbekannte Kriterien, die das Befinden der Heranwachsenden beeinflussen: die Zufriedenheit der Mutter, insbesondere mit ihrer Wohnsituation, und vor allem das Bildungsniveau der Eltern, das wichtiger ist als die Höhe des Einkommens.

Selbst eine schwierige finanzielle Lage der Familie wirkt sich wenig bis gar nicht auf das Wohlbefinden der Jungen und Mädchen aus, wenn die Mutter sich täglich Zeit für die Kinder nimmt, mit ihnen zum Beispiel singt oder ihnen vorliest. Auch der Besuch eines Kindergartens mindert mögliche Effekte eines

geringen Einkommens. Schölmerich betont: „Die Kleinen profitieren davon un-gemein, sie entwickeln wichtige Alltagsfertigkeiten und soziale Kompetenzen und verbessern ihre motorischen und sprachlichen Fähigkeiten.“

Gerade am Kita-Besuch aber wird oft gespart, wenn die Eltern wenig Geld haben, wie Pia Schober herausgefunden hat. Die Bildungs- und Familienforscherin am DIW wollte wissen, welche Familien Angebote zu Frühförderung und Betreuung von Kindern nutzen. Ihr Befund: Unter-Dreijährige, deren Familien nur über ein geringes Einkommen verfügen, von Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe leben, sind in Kitas unterrepräsentiert.

Auch privat fördern einkommenschwache Eltern ihre kleinen Söhne und Töchter weniger. Sie lassen sie seltener in die Musikschule oder zum Eltern-Kind-Turnen gehen. Wenig überraschend ist: Ein niedriges Bildungsniveau der Mutter hält die Kinder ebenfalls von solchen Freizeitaktivitäten oder von einer fördernden Tagesbetreuung fern.

Ältere Kinder aus ärmeren und bildungsferneren Familien besuchen dagegen fast ebenso häufig einen Kindergarten wie der Nachwuchs aus „durchschnittlichen“ Familien. Ob sich die Situation für die ganz Kleinen durch den gerade erst einklagbaren Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz ändert und ob mehr Kinder aus einkommenschwachen und weniger gebildeten Familien früher gefördert werden, bleibt abzuwarten. Das werden die SOEP-Daten erst in ein paar Jahren zeigen. ■

Die Berliner Wissenschaftsjournalistin KATHRYN KORTMANN verfolgt seit Jahren die Studien des SOEP. Fotograf KLAUS MELLENTHIN fing



für bild der wissenschaft den Alltag einer Familie mit seiner Kamera ein.

## MEHR ZUM THEMA

### INTERNET

Informationen zum SOEP und Veröffentlichungen auf dessen Datenbasis:

[www.soep.de](http://www.soep.de)

# Turbulenzen in Deutschlands Mitte

## von Gert G. Wagner

Handwerker, Sekretärinnen, Ingenieure – in der deutschen Mittelschicht fürchten viele, Arbeit, Geld und Status zu verlieren. Doch es gibt keinen Grund zur Panik.

**EIN ORDENTLICHES FINANZPOLSTER** sichert ein angenehmes Leben, die Kinder genießen eine solide Bildung und ihre Berufsaussichten sind gut. Traditionelle Vorstellungen von Deutschlands Mittelschicht – doch tatsächlich Gemeinplätze, die noch nie viel mit der Wirklichkeit zu tun hatten. Die deutsche Mittelschicht war schon immer in Bewegung. Sie ist kein starrer Block gut verdienender Menschen, sondern eine breit gefächerte Gruppe, in der etliche um den sozialen Aufstieg kämpfen – und auch so mancher gegen den Abstieg.

Die Tagespresse erklärt zwar immer wieder, die Mittelschicht würde schrumpfen. Doch wird sie tatsächlich kleiner – und wer zählt eigentlich zu Deutschlands Mitte? Unstrittig dürfte sein: niemand, der arm oder von Armut unmittelbar bedroht ist. Zwar lässt sich darüber streiten, wie Armut zu definieren ist, doch legt man plausible Kriterien zugrunde – zum Beispiel den Bezug von Hartz IV –, dann gehören mindestens zehn Prozent der Menschen in Deutschland nicht zur Mittelschicht. Geht man von der international

üblichen Definition aus, nach der die „Armutsschwelle“ bei 60 Prozent des mittleren Einkommens liegt, dann hängt es ganz stark von der sozialen Situation ab, wer in die Armut abrutscht und wer nicht: Gegenwärtig drohen etwa zwei Drittel der Arbeitslosen zu verarmen. Bei den Vollzeitbeschäftigten sind es nur etwa 3 Prozent. Insgesamt leben ungefähr 15 Prozent der Menschen in Deutschland unterhalb des Einkommensniveaus der Mittelschicht.

Und wo lässt sich die Grenze nach oben ziehen? Oder anders gefragt: Wer gehört zur Oberschicht? Ein Ansatz wäre – analog zur Definition von Armut mittels Hartz IV –, die Grenze mithilfe der „Reichensteuer“ zu bestimmen, dem Spitzensteuersatz von 45 Prozent. Die Einkommensgrenze dafür liegt bei 250 000 Euro im Jahr. In Deutschland trifft das nur auf etwas mehr als 30 000 Besteuerte zu – also auf viel weniger als ein Prozent der potenziell Steuerpflichtigen. Im Umkehrschluss bedeutet das: Wenn nur diese kleine Gruppe die Oberschicht bildet, dann umfasst die Mittelschicht etwa 85 Prozent der gesamten Bevölkerung, zeitweise in den letzten Jahrzehnten – als es weniger Arme gab – sogar etwa 90 Prozent. Aus dem Spitzensteuersatz auf die Größe der Mittelschicht zu schließen, ergibt also eine winzige Oberschicht. Und das ist nicht plausibel.

Aussagekräftiger ist es, die Mittelschicht folgendermaßen nach oben abzugrenzen: Jemand ist dann wirklich reich und gehört zur Oberschicht, wenn er ein gutes Einkommen hat und sich dauerhaft keine finanziellen Sorgen machen muss. Mit den Daten des Sozio-oekonomischen Panels kann man diesen Anteil an der Gesamtbevölkerung leicht ausrechnen. Als gutes Ein-

### Am oberen und unteren Rand ist die Gesellschaft sehr stabil

Von den Menschen, die 2007 zur armutsgefährdeten untersten Einkommensgruppe in Deutschland zählten, standen 2011 noch immer 50 Prozent am Ende der Skala. In die oberste Einkommensschicht schaffte es praktisch keiner. Ein noch deutlicheres Bild zeichnet sich bei den Bestverdienern ab: 65 Prozent haben 2007 und 2011 ein unverändert hohes Einkommen bezogen. Ganz nach unten rutschte niemand. Fazit dieser SOEP-Studie, die Markus Grabka am DIW Berlin durchge-

führt hat: Wer zur unteren Schicht der Gesellschaft gehört, kann seiner sozialen Lage nur sehr schwer entrinnen. Wer andererseits ganz oben angekommen ist, braucht den sozialen Sturz kaum zu fürchten. Und die Mittelschicht? Sie ist nicht nur bei der Höhe des Einkommens extrem breit gefächert, sondern auch ziemlich in Bewegung. Nur ein Viertel der Menschen hatte 2011 so viel Geld zur Verfügung wie vier Jahre zuvor. Etwas stabiler waren die Einkommen am oberen Ende der Mitte: Gut ein Drittel der Menschen dort besaß 2011 so viel Geld wie 2007. Der Rest stieg auf – oder ab. Auch hier gilt: Ganz nach oben und ganz nach unten bewegten sich nur wenige. Der „rege Verkehr“ in der Mitte schürt auch die Angst vor dem sozialen Abstieg – der aber nur selten tatsächlich bis ganz nach unten führt.



**Gert G. Wagner** ist Professor für Empirische Wirtschaftsforschung und Wirtschaftspolitik an der TU Berlin, Fellow am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung und Vorstandsmitglied des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin. Von 1989 bis 2011 leitete er das SOEP.

kommen darf das Doppelte des Durchschnitts gelten, das mit 45 000 Euro pro Jahr für einen Alleinlebenden noch nicht einmal außergewöhnlich hoch ist. Aus dieser Einkommensgruppe filtert man nun diejenigen heraus, die im Verlauf von fünf Jahren keine finanziellen Sorgen bei den Befragungen äußerten. Bei dieser Rechnung kommen am Ende deutlich mehr reiche Menschen heraus als nur die Zahlungspflichtigen der Reichensteuer: etwa zwei Prozent der Bevölkerung. Besonders groß ist die Oberschicht aus diesem Blickwinkel allerdings auch nicht, doch das ergibt Sinn: Im Prinzip kann es jedem Erwerbs-

tätigen widerfahren, arbeitslos zu werden – außer Beamten, die in der Tat einen Gutteil der sorgenfreien Reichen ausmachen. Und eines zeigen die SOEP-Daten ganz deutlich: Die Erfahrung, die Arbeit verloren zu haben, empfinden die meisten als so schlimm, dass dieses Gefühl selbst dann, wenn sie wieder einen Job gefunden haben sollten, noch für Jahre die Lebenszufriedenheit dämpft. Und wer sich vor Arbeitslosigkeit fürchten muss, kann nicht zur Oberschicht gehören.

Um wirklich finanziell sorgenfrei zu leben, braucht man nicht nur ein gutes Einkommen, sondern auch ein ansehnliches Vermögen, zum Beispiel in Form von Immobilien. Der Rentenanspruch beziehungsweise die Beamtenversor-



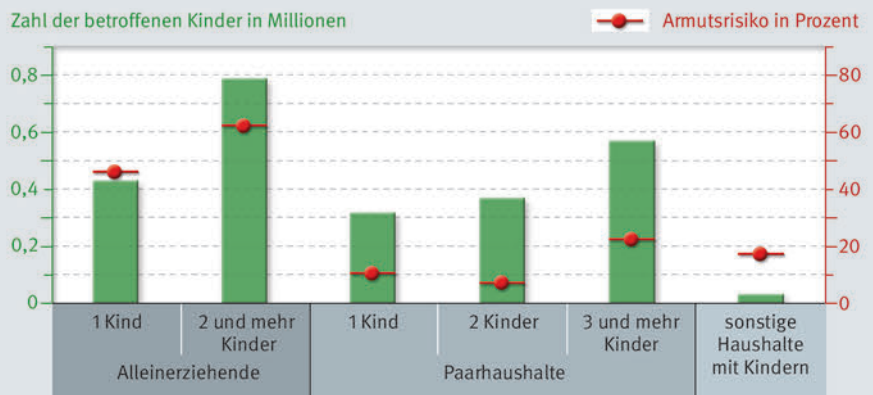
gung gelten normalerweise nicht als Vermögensanteile, da Rentner und Pensionäre über dieses Geld weder frei verfügen noch es vererben können. Deswegen gilt: Auch gemessen am Vermögen bleibt die Gruppe der Reichen klein – und besitzt dennoch sehr viel: Fünf Prozent der Bevölkerung mit dem größten Vermögen dürfen etwa die Hälfte des gesamten Privatvermögens in Deutschland ihr Eigen nennen. Dabei handelt es sich aber keineswegs nur um Vermögensmillionäre – die machen nur ungefähr ein Prozent der Menschen in Deutschland aus –, sondern auch um etliche, die für sich alleine „lediglich“ 350 000 Euro auf der hohen Kante haben. Und davon kann man auf Dauer nicht sorgenfrei leben.

Sieht man sich die Vermögensverteilung genauer an, wird klar: Nicht nur die unterste soziale Schicht hat kein Vermögen, sondern auch ein großer Teil der Mittelschicht. Insgesamt sind zwei Drittel der Bevölkerung „vermögensarm“. Und diejenigen, die am oberen und unteren Ende der Vermögensverteilung stehen, rühren sich kaum vom Fleck: Wer 2002

verschuldet oder vermögenslos war, so die Ergebnisse des SOEP, steckte 2007 mit einer Wahrscheinlichkeit von knapp 60 Prozent noch immer in dieser Lage. Und die obersten 10 Prozent der Vermögenden 2002 reihten sich mit einer Wahrscheinlichkeit von etwa 80 Prozent auch 2007 in die Gruppe der obersten 20 Prozent ein.

Egal, wie man die Statistiken dreht und wendet, der Begriff „Mittelschicht“ sagt herzlich wenig über die tatsächliche Lebenssituation von über 80 Prozent der Menschen in Deutschland aus. Es gilt genauer hinzusehen – zum einen auf die einzel-

### Alleinerziehende Eltern, arme Kinder



2009 lebten ungefähr 2,5 Millionen Kinder in finanziell prekären Verhältnissen. Die Gefahr, von Einkommensarmut betroffen zu werden (Armutsrisikoquote), bestand vor allem für die 1,2 Millionen Kinder, für die nur ein Elternteil sorgte.

bdw-Grafik; Quellen: SOEP, Armuts- und Reichtumsbericht 2013

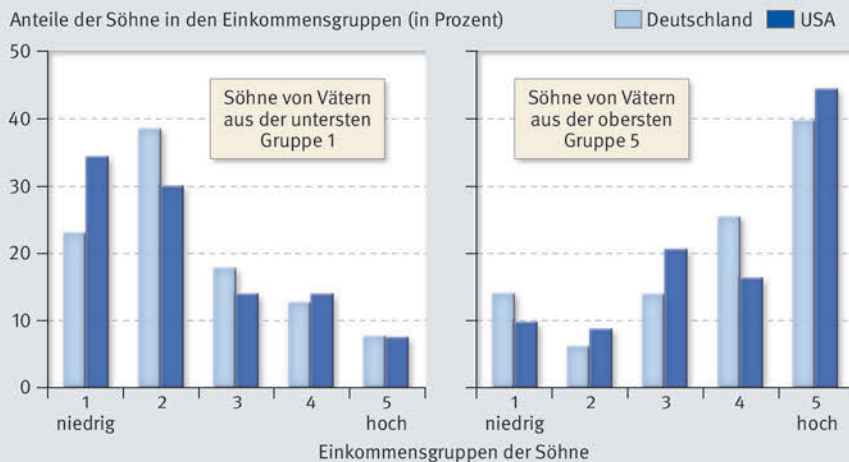
nen Bevölkerungsgruppen, zum anderen auf die Lebensläufe von Generation zu Generation. Genau das ist mithilfe der SOEP-Daten möglich.

So stellte sich heraus, dass die Menschen kaum von oben nach unten fallen oder umgekehrt sich von unten weit weg bewegen. Eben das wird sich aber langfristig zum größten sozialen Problem in Deutschland auswachsen. Denn: Nur wenige Familien bilden die Oberschicht, und daran wird sich auf lange Sicht nichts ändern. Ebenso gilt: Wer unten ist, hat es schwer aufzusteigen. Einzig innerhalb der großen Mittelschicht geht es ständig auf und ab. Von 2002 bis 2007 stiegen aus der Mittelschicht – egal, wie man sie definiert – etwa 5 Prozent in die Armutsgefährdung ab. Doch so gut wie keiner erreichte die Oberschicht. Von denen allerdings, die ungefähr beim Durchschnittseinkommen lagen, verbesserten sich etwa 30 Prozent, und etwa 50 Prozent verschlechterten sich. Diese Mobilität innerhalb der Mittelschicht ist die eigentliche Ursache der oft beschworenen Ängste. Freilich: Eine solche Mobilität in zwei Richtungen ist unvermeidbar in einer offenen Gesellschaft.

den US-amerikanischen ziemlich gleichen. Demnach hing in den vergangenen zehn Jahren der Bildungserfolg zu zwei Dritteln vom Elternhaus ab. Damit wirken die Eltern stärker auf den Bildungserfolg ihrer Kinder ein als auf deren Körpergröße, die sie genetisch von Generation zu Generation weitergeben. Auch die ebenfalls genetisch stark bedingte Risikobereitschaft vererbt sich weniger häufig als der Bildungserfolg. In Skandinavien ist das völlig anders. Bei Männern resultiert dort die Höhe des Einkommens nur zu 20 Prozent aus dem sozialen Status des Elternhauses, während es in Deutschland und den USA etwa 45 Prozent sind.

Einkommen und Vermögen bestimmen ohne Zweifel die Lebensqualität. Ebenso können Schicksalsschläge, wie schwere Krankheiten oder der Tod des Partners, die Lebenszufriedenheit auf Dauer mindern. Das Gleiche gilt für die Arbeitslosigkeit, vor der am wirksamsten gute Bildung und Ausbildung schützen. Aus diesem Grund besteht in den kommenden Jahren die größte Herausforderung für unsere Gesellschaft darin, die Chancen für Kinder aus bildungsfernen, oft schlecht verdienenden Elternhäusern zu verbessern. Als wirksame Maßnahmen müssen Politiker weiterhin den Ausbau der Kinderbetreuung und der Ganztagschulen vorantreiben. Eines lässt sich damit allerdings kaum ändern: die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Sie wird nicht verschwinden. Im Gegenteil. Gerade eine offene Gesellschaft wird in ihrer Mitte Ängste produzieren. ■

## Wie der Vater so der Sohn



USA gleich BRD: Egal, ob der Vater wenig oder viel verdient – die Söhne treten beim Einkommen meist in die Fußstapfen ihrer Väter. In Deutschland gelingt Söhnen von einkommensschwachen Vätern immerhin oft ein leichter Aufstieg.

Dass die drei großen Schichten kaum durchlässig und stark voneinander abgeschottet sind, liegt in zwei Nachkriegsentwicklungen begründet: Das deutsche Bildungswesen hat sich zu wenig um die vielen Kinder der „Gastarbeiter“ gekümmert. Ohne gute Bildung ist es jedoch kaum möglich, in die Mittelschicht aufzusteigen und sich dort zu halten. Die Bedingungen bessern sich leider nur langsam, doch die seit einigen Jahren ausgebauten Kinderbetreuung und die Ganztagschulen werden mittelfristig Wirkung zeigen. Und wie die SOEP-Befragungen klar zeigen: Bildung macht zufrieden.

Der zweite Grund: Die sozialen Aufsteiger aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg tun alles, um ihre Kinder und Enkelkinder in der oberen Mitte der Gesellschaft zu halten. Ein Beispiel: In letzter Zeit sind Jahr für Jahr etwa sechs Prozent der Schüler ein Jahr oder länger ins Ausland gegangen. Die meisten haben gut ausgebildete und gut verdienende Eltern, die vor allem der oberen Mittelschicht und zum Teil der Oberschicht angehören.

Da die Einkommensungleichheit in Deutschland niedriger ist als zum Beispiel in den USA, würde man hierzulande auch eine höhere soziale Durchlässigkeit erwarten als dort. In den Vereinigten Staaten lebt nahezu niemand mehr den „amerikanischen Traum“, und die Oberschicht schottet sich fast hermetisch vom Rest der Gesellschaft ab. Neueste SOEP-Ergebnisse belegen, dass die deutschen Verhältnisse

## Mehr zum Thema

### LESEN

Verteilungsstudien vom Institut der Deutschen Wirtschaft:  
Judith Niehues, Thilo Schaefer und Christoph Schröder  
[ARM UND REICH IN DEUTSCHLAND: WO BLEIBT DIE MITTE?](#)  
IW-Analysen 89, 2013, € 18,90

### INTERNET

Einkommensverteilung analysiert vom Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung auf Basis von SOEP-Daten:  
[www.boeckler.de/imk\\_42885.htm](http://www.boeckler.de/imk_42885.htm)

# Die Persönlichkeit ändert sich ein Leben lang

**Viele sind überzeugt: Erwachsene können sich nicht mehr weiterentwickeln.**  
Doch neue Studien zeichnen ein ganz anderes Bild.

von Cornelia Varwig

**ER HAT SEINE STINKENDEN** Socken schon wieder im Bad liegen gelassen. Und sie wird nicht müde, ihm deswegen Vorwürfe zu machen. Die Diskussion läuft immer gleich. Sie: „Kannst du nicht einmal ...?“ Er: „Dauernd nörgelst du an mir herum. Ich bin nun mal so.“ Beide Partner verzweifeln an den schlechten Eigenschaften des anderen – und sind doch überzeugt: Wer ein gewisses Alter erreicht hat, kann sich nicht mehr ändern.

Auch in der Wissenschaft galt bis vor wenigen Jahren: Die Persönlichkeit ist mit 30 ausgereift und bleibt danach stabil. Doch das stimmt so nicht, wie die Psychologieprofessorin Jule Specht (siehe Porträt auf S. 76) von der FU Berlin zusammen mit Kollegen nachgewiesen hat. Vielmehr wandelt sich die Persönlichkeit ein Leben lang – und zwar nach einschneidenden Erlebnissen wie Berufseinstieg, Heirat oder Rentenbeginn.

Freilich haben auch die Gene einen beträchtlichen Anteil an der Persönlichkeitsentwicklung – wie Zwillingstudien zeigen –, aber von einem ausschließlich automatischen Reifungsprozess kann nicht die Rede sein. „Diese Theorie ist überholt“, erklärt Jule Specht.

Es gibt vielmehr eine Art Wechselwirkung: Unsere Veranlagung leitet uns in eine bestimmte Richtung, etwa im Beruf oder im sozialen Umfeld – und

Mit dem Schlager „Pack’ die Badehose ein“ wird Cornelia Froboess 1951 berühmt. Die Karriere des Kinderstars beginnt. Die Erfahrung, vor der Kamera zu stehen, prägt ihren weiteren Lebensweg (hier im Film „An jedem Finger zehn“, 1954).



**1959, als Teenager, fällt sie eine wichtige Entscheidung: Sie nimmt vier Jahre lang professionellen Schauspielunterricht.**

gleichzeitig beeinflusst uns diese Umwelt. „Durch bestimmte Entscheidungen und Lebenswege formen wir ein Stück weit unsere Persönlichkeit selbst“, sagt die Psychologin. „Eine junge Frau, die lieber mehr Zeit mit ihrer Familie verbringt, als viele Überstunden zu machen, verstärkt mit dieser Entscheidung bestimmte Eigenschaften der Persönlichkeit und entwickelt sich dadurch anders als eine, die möglichst schnell die Karriereleiter erklimmen will.“

#### **14 718 MENSCHEN AUF DER SPUR**

Um dem Wandel der Persönlichkeit nachzuspüren, wertete Jule Specht zusammen mit den Psychologen Boris Egloff von der Universität Mainz und Stefan C. Schmukle von der Universität Leipzig die Daten von 14 718 Menschen aus, die an der Langzeiterhebung des SOEP teilgenommen hatten.

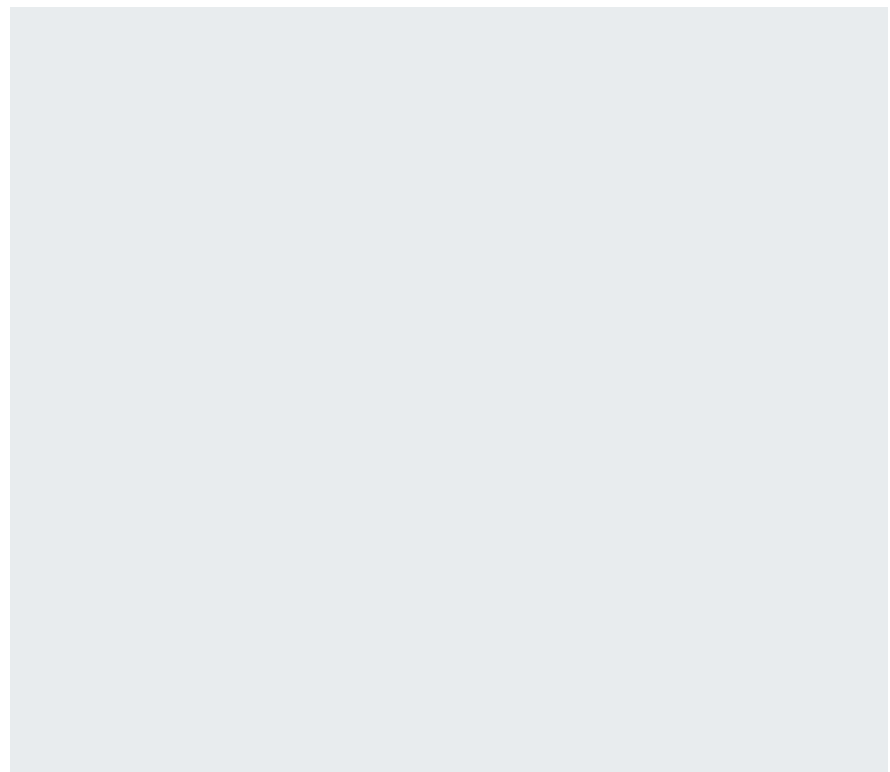
Über vier Jahre hinweg gaben die Befragten im Alter zwischen 16 und 82 Jahren an, ob es bei ihnen einen bedeutenden Lebensereignis gegeben hatte – wie den Auszug aus dem Elternhaus, die Geburt eines Kindes, Hochzeit, Trennung, Scheidung, den Tod eines Familienmitglieds, Arbeitslosigkeit oder den Eintritt in die Rente. Die Teilnehmer füllten zudem 2005 und 2009 einen Frage-

bogen aus, der die „Big Five“ der Persönlichkeit misst. Als diese fünf Grundeigenschaften definieren Psychologen: emotionale Stabilität, Gewissenhaftigkeit, Verträglichkeit, Extraversion und Offenheit für neue Erfahrungen.

Zunächst fanden die Forscher heraus, dass sich die Persönlichkeit grundsätzlich mit dem Alter verändert. Die meisten Menschen werden mit der Zeit deutlich verträglicher und weniger offen für Neues. Zu ihrer Überraschung dokumentierten die Wissenschaftler des

haben. Das bestätigten weitere Analysen aber nicht. Die Frage beschäftigt uns also mehr denn je.“

Für jüngere Altersklassen erhielten die Psychologen zahlreiche Einzelbefunde – einige widersprechen unseren Alltagserfahrungen, andere bestätigen sie. Dass sich bei den 40- bis 60-Jährigen wenig tut, liegt auf der Hand: „Das sogenannte mittlere Erwachsenenalter ist wenig turbulent. Die Familienplanung ist abgeschlossen, der Berufseinstieg geschafft“, meint Specht.



**Ehe und Familie stellen die Weichen neu: 1967 heiratet Cornelia Froboess – 1968 wird die Tochter Agnes, 1970 der Sohn Kaspar geboren.**

SOEP vor allem bei älteren Teilnehmern ab etwa 60 Jahren auch starke Persönlichkeitsveränderungen. Dabei zeigten sich viele individuelle Unterschiede: Während einige Menschen deutlich extravertierter wurden, gaben sich andere auffallend introvertiert.

„Wir wissen noch nicht, was diese Veränderungen verursacht“, sagt Jule Specht. Der Eintritt in den Ruhestand allein könne sie nicht erklären. „Eine Vermutung war, dass die häufiger werden Krankheiten einen großen Einfluss

Wenn jemand mit 50 heiratet, kann das allerdings die gleichen Auswirkungen haben wie bei einem Jüngerer. Während der Ehe nimmt die Offenheit für neue Erfahrungen ab, und die Partner werden weniger gesellig. Nicht sehr überraschend: Menschen, die sich von ihrem Partner trennen, werden verträglicher. Ebenfalls plausibel: Jobeinstiege werden gewissenhafter. „Das beginnt im Arbeitsumfeld und kann sich auf andere Bereiche übertragen, weil man merkt, dass es sich auszahlt, ge-

wissenschaftlich zu sein. Man räumt dann auch zu Hause seinen Schreibtisch auf oder ist bei Treffen mit Freunden pünktlich“, erklärt die Forscherin den Befund.

Schwer zu verstehen ist indes: Verträgliche Menschen verlieren leichter ihren Job. Specht meint: „Generell ist es in vielerlei Hinsicht von Vorteil, verträglich zu sein. Solche Leute sind gute Teamplayer. Das Problem könnte sein, dass sie sich eher Berufe im Sozial- oder Gesundheitswesen aussuchen, wo der Arbeitsplatz in Deutschland relativ unsicher ist.“

**WIE GEWISSENHAFT SIND ELTERN?**

Verblüffend wirkt auf den ersten Blick auch folgendes Ergebnis: Junge Eltern werden nach der Geburt eines Kindes weniger gewissenhaft. Erwartet man da nicht das Gegenteil? „Stimmt“, bestätigt die Psychologin. Das Ergebnis habe deshalb auch mehrere Folgestudien inspiriert. „Wir erklären das bisher so: Junge Eltern wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen und müssen sich erst in die neue komplexe Rolle einfinden.“ Aktuelle Forschungsergebnisse von Roos Hutteman und Kollegen an der Universität Münster haben ebenfalls gezeigt, dass bei Müttern die Gewissenhaftigkeit nachlässt – aber nur, wenn sie sich sehr gestresst fühlen. Frauen, die gut mit der Elternrolle zurecht kommen, sind fast ebenso gewissenhaft wie zuvor.

Womit die Forscher kaum gerechnet hatten: Nach der Geburt eines Kindes gibt es kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Und das gilt auch generell: Männer und Frauen reagieren ähnlich auf bestimmte Lebensereignisse. Allerdings: Junge Frauen werden emotional stabiler, wenn sie von zu Hause ausziehen, junge Männer nicht. Und: Männer werden nach einer Trennung deutlich offener für neue Erfahrungen als Frauen.

Ein dritter Unterschied macht sich im höheren Alter bemerkbar: Wenn der Partner stirbt, werden Frauen weniger gewissenhaft – Witwer dagegen gewissenhafter. „Wir vermuten, das hängt mit der klassischen Rollenverteilung zusammen. Während Frauen nun weniger Aufwand betreiben müssen, haben Männer plötzlich mehr Haushaltsaufga-



2010 wird Cornelia Froboess in die Jury der 60. Internationalen Filmfestspiel von Berlin berufen. Am 28. Oktober 2013 wird sie 70. Sie ist nicht zu alt für neue Aufgaben.

ben zu übernehmen, die Disziplin erfordern“, erläutert Specht. Ob solche Veränderungen langfristig sind oder ob einschneidende Erlebnisse nur vorübergehend Einfluss haben, ist noch ungeklärt. Dafür werden mehr Daten gebraucht. „In der ersten Jahreshälfte 2013 wurden die SOEP-Teilnehmer wieder nach ihren Big Five gefragt. Sobald diese Daten zur Verfügung stehen, wird man sich weltweit um sie reißen“, prophezeit die Psychologin.

**MEHR ODER WENIGER ZUFRIEDEN**

Auf jeden Fall gibt es einen Faktor, mit dem sich die Entwicklung der Persönlichkeit recht gut voraussagen lässt: die Lebenszufriedenheit. Sie wirkt sich wesentlich auf die Big-Five-Eigenschaften aus, und mit ihr lassen sich individuelle Unterschiede gut erklären – denn nicht jeder reagiert in gleicher Weise auf bestimmte Lebensereignisse.

Für diese Studie nutzten Jule Specht und ihre Kollegen ebenfalls die große Stichprobe des SOEP. Im jährlichen Interview der Langzeiterhebung wird nämlich auch nach der Lebenszufriedenheit

gefragt. Zusammen mit den Big-Five-Daten zeigte sich: Zufriedenere Menschen werden emotional stabiler, gewissenhafter und verträglicher. Specht vermutet: „Zufriedenere Menschen können sich besser an die Anforderungen ihrer Umwelt anpassen, was ihre Persönlichkeit reifen lässt.“ Dabei wirkt auch ein Rückkopplungseffekt: Menschen, die verträglicher sind, werden in den Folgejahren noch zufriedener. ■



bdw-Redakteurin CORNELIA VARWIG hofft, dass sie – trotz schlechter Prognose – im Alter offen für neue Erfahrungen bleibt.

**Mehr zum Thema**

**LESEN**

Spechts populärwissenschaftliches Erstlingswerk, erhältlich ab April 2014:  
 Jule Specht  
**SUCHE KOCHENDEN BETTHASEN**  
 Was wir aus wissenschaftlichen Studien für die Liebe lernen können  
 Rowohlt, Reinbek 2014, € 8,99

bdw-Grafik; Quelle: J. Specht

# Glücklich durch Heirat – aber nur für ein Jahr

Was empfinden Menschen in Deutschland? Seit Jahren geht **Professor Jürgen Schupp, Leiter der Längsschnittstudie „Sozio-oekonomisches Panel“ (SOEP)** am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin), solchen Frage nach – mit überraschenden Einblicken.

*Das Interview führten Wolfgang Hess und Cornelia Varwig*

**bild der wissenschaft: Welche Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte hat im SOEP die stärksten Spuren hinterlassen, Herr Professor Schupp?**

**Jürgen Schupp:** Das herausragende Ereignis war die Wiedervereinigung. Unsere Befragungen dokumentieren in den Jahren 1990 bis 1992 bei den Menschen in Westdeutschland einen markanten Zuwachs an Lebenszufriedenheit. Gleichzeitig entwickelte sich eine wachsende negative Stimmung in den neuen Bundesländern – hervorgerufen durch die zunehmende Arbeitslosigkeit. Der „Glückszuwachs“ im Westen verflüchtigte sich nach 1992 wieder.

Fotos: N. Michalke für baw

**Konnten Sie solche Stimmungsumbrüche auch nach der Einführung des Euro nachweisen?**

Über das Ansteigen des Preisniveaus wurde zwar viel berichtet. Doch die Preisstatistik zeigte keinen flächendeckenden Anstieg – wie überhaupt die Einführung des Euro zu keinen messbaren Verhaltensänderungen führte. Zur Euro-Einführung selbst haben wir auch Fragen gestellt. Ergebnis: 56 Prozent der Menschen machten sich Sorgen im Zusammenhang mit der Einführung der neuen Währung. Andererseits waren 70 Prozent der Menschen in Deutschland davon überzeugt, dass der Euro die Einheit Europas fördern würde. Anders war es



bei der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008, die die Stimmung nachweislich veränderte. Hier hatten wir unmittelbar in unserem Fragebogen darauf reagiert und eine neue Frage über die Sorgen um die Stabilität der Finanzmärkte aufgenommen. Das Ergebnis der Befragung zeigte dann im Frühjahr 2009: 49 Prozent der Bürger fürchteten sich vor instabilen Märkten. In Westdeutschland war diese Sorge größer als in Ostdeutschland und bei Abiturienten größer als bei Menschen mit einer geringeren Bildung.

### **Das DIW, zu dem das SOEP und Sie gehören, leistet wissenschaftliche Politikberatung. Geben Sie demnach konkrete Handlungsempfehlungen?**

Wir versuchen, aus unseren Daten Regelmäßigkeiten herauszulesen, und machen sie in Gutachten publik. Unser Anspruch ist, die Verwobenheit mit anderen Faktoren zu dokumentieren. Ein Beispiel: Wir zeigen auf, wie sich Stress im Arbeitsmarkt auf die Kinder der Beschäftigten auswirkt. Gesellschaftspolitisch bedeutsam ist es ja nicht nur, wie es den Vätern und Müttern ergeht, wenn sie arbeiten gehen oder arbeitslos werden. Sondern ebenso wichtig ist, wie sich das auf die Kinder auswirkt. Durch Studien wissen wir etwa, dass Kinder, die in qualitativ hochwertigen Kindertagesstätten betreut worden sind, im Schnitt einen höheren Bildungsabschluss erreichen als andere Kinder. Für unsere Politikberatung heißt das: Die Debatte gegen die breite Einführung von Kindertagesstätten haben wir als DIW versachlicht. Nach unseren Ergebnissen sind Investitionen in eine flächendeckende Qualität der Kindertagesbetreuung zugleich eine sinnvolle Förderung von Kindern in Deutschland.

### **Eine Charakteristik der SOEP-Erhebung ist es, dass dieselben Haushalte jedes Jahr befragt werden. Genau das markiert den Wert der Jahrzehnte umfassenden Längsschnittstudie. Entwickelt sich da ein persönliches Verhältnis zum Interviewer?**

Dass man dem Interviewer die Hochzeitsfotos des Sohnes zeigt, der in den vergangenen Monaten geheiratet hat, kommt schon vor. Eine nette Anekdote: Die interviewten Haushalte werden für den damit verbundenen Zeitaufwand nicht bezahlt, sondern sie bekommen als Dankeschön für die Teilnahme ein Los einer gemeinnützigen Lotterie. Eines Tages wurde der anreisende Interviewer mit einer gut gekühlten Flasche Schampus begrüßt. Da musste erst einmal angestoßen werden. Denn das Los dieser Familie hatte gewonnen. Mögliche „Interviewer-Effekte“ analysieren wir statistisch. Dabei zeigt sich immer wieder, dass der Einfluss der Interviewer minimal ist.

### **Werden demnächst elektronische Methoden die persönlichen Interviews ersetzen? Wie steht es mit Online-Befragungen und mit der Auswertung von Facebook-Einträgen?**

Während die Interviewer früher mit Papier und Bleistift loszogen, kommen sie seit Ende der 1990er-Jahre überwiegend mit Laptops in die Haushalte. Manches wird sich künftig auch über das Internet abwickeln lassen. Aber die speziell geschulten, mehr als 500 Interviewerinnen und Interviewer werden stets das Rückgrat unserer Befragung sein. Unser oberstes Prinzip ist die dauerhafte Anonymität der Befragten. Wenn

wir Facebook-Einträge in unsere Erhebung wie Analysen einbeziehen würden, wäre die Anonymität gefährdet. Eine repräsentative Aussage für die Menschen in Deutschland kann man basierend auf solchen Einträgen ohnehin nicht treffen.

### **Sie haben ein großes Interesse an Familien, die sich generationenübergreifend befragen lassen. Welchen Wert hat eine über drei Generationen hinweg geführte Befragung?**

Wir können Verhaltensmuster vergleichen – etwa wie sich junge Eltern heute verhalten im Vergleich zu jungen Eltern einer früheren Generation, aber eben aus derselben Familie. Oder wie alt einzelne Familienmitglieder bei Ereignissen wie Berufseintritt, Hochzeit oder Renteneintritt waren. Aus schwedischen Studien wissen wir, dass eine Drei-Generationen-Befragung mehr Substanz hat als ein Vergleich von nur zwei aufeinander folgenden Generationen. So scheint die soziale Mobilität, also der gesellschaftliche Aufstieg innerhalb von drei Generationen, weniger ausgeprägt zu sein als beim Vergleich von nur zwei Generationen.

### **Jürgen Schupp**

studierte Volkswirtschaftslehre und Soziologie in Mainz und Frankfurt am Main. Nach seinem Abschluss als Diplom-Soziologe wechselte er 1984 in das Projekt Sozio-oekonomisches Panel am DIW Berlin. Anschließend folgten Forschungsaufenthalte in den USA und Großbritannien. Seit seiner Promotion an der Ruhr-Universität Bochum lehrt Schupp (\*1956) am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin, 2006 wurde er dort Honorarprofessor. 2004 übernahm Schupp die stellvertretende Leitung der Abteilung Längsschnittstudie SOEP am DIW Berlin. Im Februar 2011 übernahm er die Ko-Leitung der forschungsbasierten Infrastruktureinheit SOEP, und seit Januar 2013 ist er Direktor des SOEP.

### **Wie beurteilen Sie aus Ihrer Kenntnis des Panels folgende fünf Statements:**

#### **Geld macht glücklich.**

Die Korrelation stimmt. Grundsätzlich können wir das bestätigen. Doch wer Geld hat, ist in der Regel auch besser gebildet, ernährt sich gesünder und erfreut sich einer höheren sozialen Anerkennung. Was dann letztlich darüber entscheidet, warum er zufriedener wird – der höhere Kontostand oder die verbesserte Gesundheit –, liegt im Dunklen. Überdies ergeben unsere Befragungen: Menschen in Partnerschaften sind glücklicher als Alleinlebende.

#### **Womit wir schon beim zweiten oft gehörten Statement sind: Die Menschen werden immer einsamer.**

Wer sich in der amtlichen Statistik die wachsende Zahl von Ein-Personen-Haushalten ansieht, könnte das annehmen. Doch diese Zahl ist kein guter Indikator und bedeutet keineswegs eine zunehmende Einsamkeit. Nach wie vor verfügen nämlich viele der in Deutschland lebenden Menschen über

intakte Familien und haben ein Freundesnetzwerk. Die Soziologen haben dafür einen englischen Begriff geprägt: LAT – living alone together. Aber was die subjektiv empfundene Einsamkeit angeht, stehen wir erst am Anfang unserer Forschung.

### **Arme sterben früher.**

Eine statistische Untersuchung von mehr als 1200 verstorbenen SOEP-Befragten zeigte, dass diese Aussage für Frauen nicht zutrifft. Bei Männern sieht es anders aus: Sie werden statistisch drei Jahre älter, wenn ihr Einkommen mehr als 50 Prozent über dem mittleren Einkommen liegt – im Vergleich zu der Gruppe, die lediglich 60 Prozent oder weniger des mittleren Einkommens erzielt.



### **Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich weiter.**

So einfach ist es nicht. Das Armutsrisiko stieg bis 2005 an, hat aber in den letzten Jahren nicht mehr signifikant zugenommen. Die Vermögenszuwächse waren bei den ohnehin Top-Vermögenden in den letzten Jahren am höchsten.

### **Letztes Statement: Zuwanderer nehmen Einheimischen Arbeitsplätze weg.**

Das Gegenteil ist richtig. Der Wirtschaftsstandort Deutschland würde ohne die Zuwanderung zurückfallen. Das heißt: Ohne die Zuwanderung ist es wahrscheinlicher, dass auch Arbeitsplätze von Einheimischen wegfallen.

### **Kommen wir zu den Methoden der Sozialforschung: Im Vergleich zu den Naturwissenschaften, die sich gerne das Attribut „exakt“ geben, scheinen sie weniger exakt zu sein.**

Mit unserem methodischen Ansatz der Längsschnittstudie und

den großen Stichproben haben wir die Möglichkeit, kausale Regelmäßigkeiten zu finden. Wir wenden damit das experimentell angelegte Untersuchungsdesign der Naturwissenschaften an. Natürlich ist das schwierig. Menschen lassen sich nicht so isoliert betrachten, wie Physiker oder Chemiker das mit Materie tun. Trotzdem können wir ziemlich genau messen, inwieweit unsere Untersuchungsergebnisse einer kritischen Überprüfung durch andere Modellannahmen standhalten. Insgesamt hat sich in den vergangenen Jahrzehnten methodisch-statistisch viel entwickelt: Bei der sozialwissenschaftlichen

Methodik handelt es sich nicht um Ideologie, sondern wir sind sehr empirisch ausgerichtet und von analytischem Denken geprägt.

### **Dennoch haben Sie stets mit dem Henne-Ei-Problem zu kämpfen: Heißt Korrelation auch Kausalität?**

Natürlich nicht. Aber unsere wiederholte Befragung hilft sehr. So sehen wir, dass Verheiratete glücklicher sind. Macht heiraten also glücklich? Oder neigen glückliche Menschen eher zum Heiraten? Dazu müssen wir die Situation genauer betrachten. Und das machen wir beim SOEP, indem wir Menschen schon vor dem Eintritt von Lebensereignissen genau „vermessen“. Unserer Studie zeigt: Das Lebensereignis der Hochzeit macht Menschen glücklicher. Doch nach einem Jahr ist fast wieder das tiefere Niveau früherer Zeiten erreicht. Wir sehen aber auch: Wer als Lediger zufriedener ist, findet eher einen Ehepartner. Deswegen sind Verheiratete auch nach der Anfangs-

euphorie der Ehe noch deutlich zufriedener als Unverheiratete. Um die Ursachen des individuellen Glücksempfindens herauszudestillieren, muss man also weiter zurückgehen im Lebenslauf. Die Entscheidung, ob Menschen überhaupt mit einem Partner zusammenziehen oder ihn heiraten wollen, fußt häufig auf den in Kindheit und Jugend erlebten Familienstrukturen.

### **Natürlich sind wir neugierig: Was sagen die Ergebnisse des Sozio-oekonomischen Panels denn über das Sexualverhalten in unserem Land aus?**

Wir beim SOEP stellen weder Fragen zum Liebesleben noch dazu, wie zufrieden die Personen mit ihrem Partner sind. Da bei unseren Befragungen alle Personen des gesamten Haushalts anwesend sein sollten, bekämen wir hier nicht immer ehrliche Antworten. Und wenn wir ehrliche Antworten bekämen, würden unsere Interviewer möglicherweise in einen heftigen Streit zwischen Ehepartnern geraten. ■

# Das Datenlabor

Für eine aussagekräftige Statistik braucht es weit mehr, als Menschen zu befragen und ihre Antworten in den Computer einzugeben. **Die Daten müssen zuvor sorgfältig und zuverlässig aufbereitet werden.**

von Gert G. Wagner

**AUF DEN ERSTEN BLICK** sieht alles ganz einfach aus: Bei der Langzeitstudie SOEP befragen wir repräsentativ ausgewählte Menschen, setzen die Antworten in Zahlen um und werten sie anschließend mithilfe des Computers aus. Daraus entstehen dann Tabellen zum Durchschnittseinkommen aller Bundesbürger oder Prozentangaben, wie häufig Fragen mit „ja“ oder „nein“ beantwortet wurden. Doch es ist wesentlich komplizierter. Denn bei allen Erhebungen müssen die Daten zuerst aufbereitet werden. Und das ist eine Wissenschaft für sich. Deshalb sind Survey-Statistiker heute weltweit gefragt wie nie zuvor.

Der Prozess der Datenaufbereitung lässt sich mit den Arbeitsschritten in einem Labor vergleichen. Zunächst müssen Proben ausgewählt werden, die alle wichtigen Eigenschaften des Untersuchungsobjekts aufweisen, bei unserem Survey sind das beispielsweise Risikofreude oder die Höhe des Einkommens. Vor der Analyse muss das Material aufbereitet – also gereinigt – werden, um so gut wie möglich Messfehler zu beseitigen. Im Rahmen von SOEP sind die Menschen in Deutschland Dreh- und Angelpunkt der Untersuchung, und die Messungen erfolgen an einer repräsentativen Stichprobe.

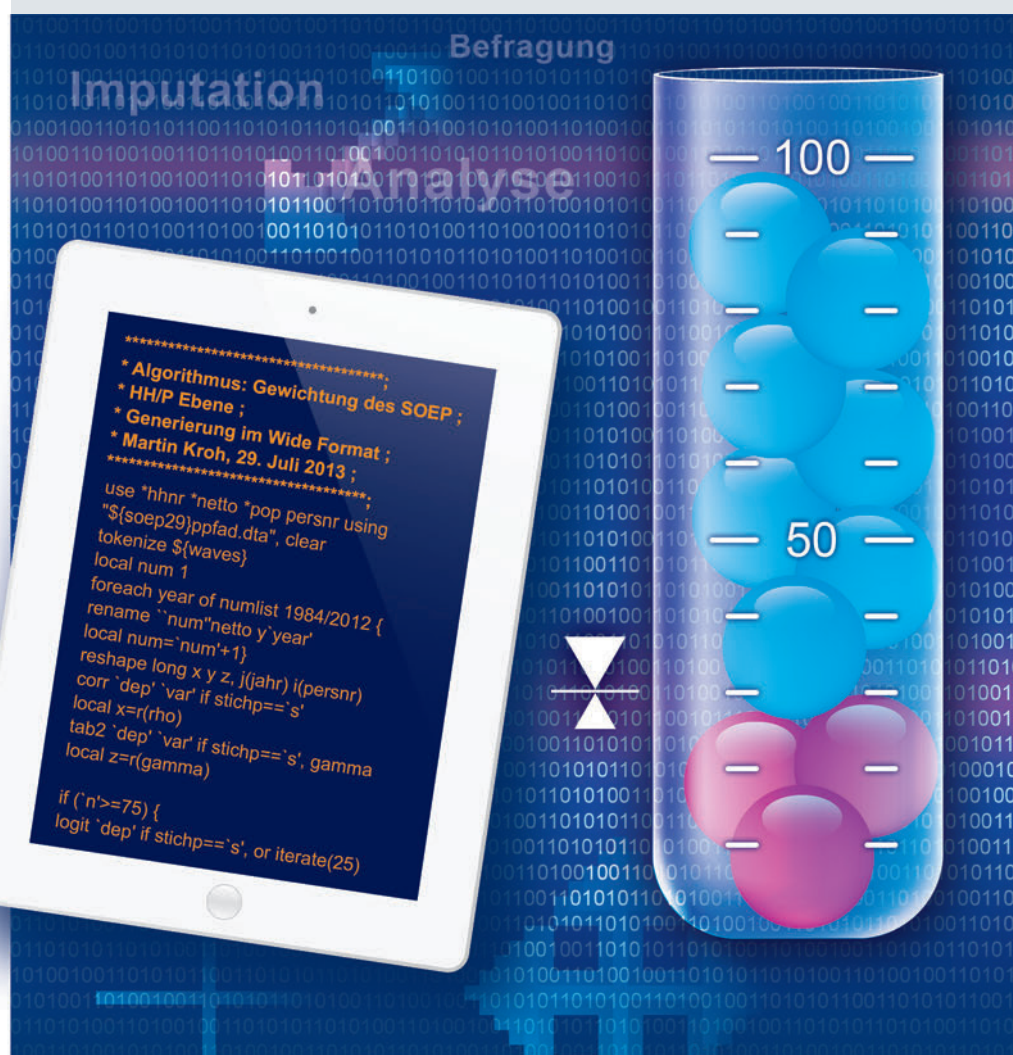
## VOM KLEINEN ZUM GANZEN

Doch wie kommt eine solche Stichprobe zustande? Lockt man mögliche Probanden mit Zeitungsanzeigen, die ein kleines Honorar in Aussicht stellen, machen nur diejenigen mit, die Zeitung lesen und solche Geschenke mögen. Das ist aber alles andere als repräsentativ. Die Stichprobe soll ja die Allgemeinheit im Kleinen widerspiegeln. Deswegen werden bei sozialwissenschaftlichen Qualitätsstudien die Teil-

nehmer per Zufall ausgewählt. Zum Beispiel lässt man jeden Hundertsten aus den Melderegistern von zuvor per Computer ausgelosten Gemeinden und Städ-

ten herausfiltern. Das Problem dabei: Nicht alle Ausgewählten wollen sich an einer Befragung beteiligen. In Deutschland macht inzwischen nur noch weni-

## Wie Statistiker die Menschen in Deutschland berechnen



Wie der Zensus 2011 ergab, sind 49 Prozent der Menschen in Deutschland männlich. Damit eine Befragung repräsentativ ist, muss man die Stichprobe entsprechend gewichten. Falls zum Beispiel der Anteil der Männer darin nur 30 Prozent beträgt,

ger als die Hälfte bei solchen Befragungen mit. Diese Menschen unterscheiden sich zwar nur wenig von der übrigen Bevölkerung, aber trotzdem ist es notwendig, ihre Daten zu gewichten beziehungsweise hochzurechnen.

Dafür vergleichen wir zentrale Antworten der Befragten mit bekannten Eckwerten aus amtlichen Registern und Erhebungen. Ein Beispiel: Wenn wir feststellen, dass bei der Befragung weniger Männer als Frauen mitgemacht haben, und dieses Verhältnis nicht dem Ergebnis der Volkszählung entspricht, dann gewichten wir die Antworten der

Männer höher und die der Frauen niedriger. Erst dann stimmen beide Anteile in der statistischen Analyse.

Das Gleiche gilt für das Alter, den Bildungsabschluss, die Haushaltsgröße oder die geografische Verteilung. Wenn eine Vielzahl solcher Faktoren gleichzeitig berücksichtigt werden muss, ist jeder Taschenrechner überfordert. Solche Aufgaben kann man nur mit komplexen Computeralgorithmen bewältigen.

Bei einer Panel-Studie wie dem SOEP, für die über einen längeren Zeitraum dieselben Menschen jedes Jahr erneut befragt werden, kommt ein weiteres Problem hinzu: Von Erhebung zu Erhebung machen immer weniger Leute mit. Und dieser Schwund ergibt sich nicht zufällig – dann wäre keine Umgewichtung notwendig –, sondern er verläuft systematisch oder „selektiv“, wie die Statistiker sagen. Alleinlebende etwa bleiben einem Panel weniger häufig treu als Menschen in größeren Haushalten.

Zum Glück kann sich eine Panel-Studie am eigenen Schopf aus dem Wasser ziehen. Denn über die Leute, die nicht mehr mitmachen wollen, ist ja aus vorherigen Befragungswellen etliches bekannt – etwa das Alter, der Familienstand, das Einkommen und die Persönlichkeitsstruktur. Dieses Wissen fließt in die Gewichtung von Personengruppen ein, deren Anteil in der Stichprobe nicht mehr ausreichend repräsentativ für die Gesamtbevölkerung ist. Das ist schon der Fall, wenn die Abweichung etwas mehr als einen Prozentpunkt beträgt.

Dabei nutzen wir auch Informationen, die sich bei der Befragung ergeben – im Fall des SOEP kommen sie vom Institut Infratest Sozialforschung. Wenn zum Beispiel ein Haushalt umzieht, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass er nicht mehr mitmacht. Man kann diese Häufigkeit ausrechnen und den umgezogenen Haushalten, die weiter teilnehmen – das sind im Schnitt etwa 90 Prozent – ein höheres Gewicht geben. Genauer gesagt: Das ursprüngliche Gewicht wird mit  $1/0,9 = 1,1111\dots$  multipliziert.

Damit ist die Arbeit der Survey-Statistiker noch nicht beendet. Denn viele Teilnehmer beantworten nicht alle Fragen, besonders wenn es um Einkommen und Vermögen geht. Will man

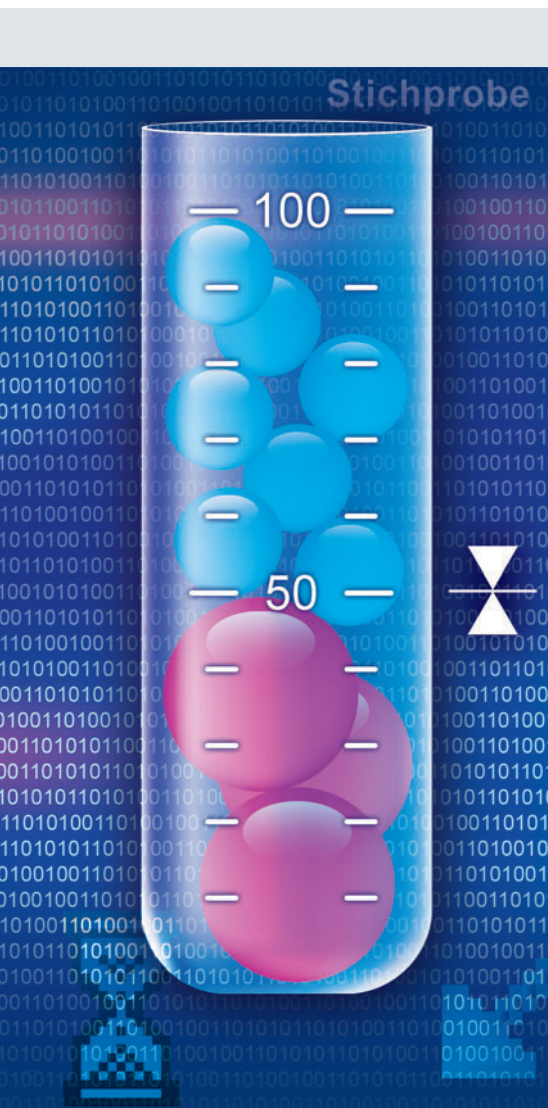
nicht einfach alle Fragebögen mit einigen unvollständigen Angaben ignorieren – pro Erhebungswelle sind das bis zu 20 Prozent –, muss man fehlende Angaben imputieren. Das heißt, wir füllen die Lücken mit den Antworten anderer Befragter, die ein ähnliches Profil haben. Das ist mit dem Computer einfach zu machen und schadet niemandem, denn die Datensätze des SOEP sind vollständig anonymisiert.

#### AUFWENDIGE ARMUTSBERECHNUNG

In den ersten Jahren der Auswertung von SOEP-Daten konnten Statistiker solche Imputationen ziemlich einfach durchführen. Wenn zum Beispiel Angaben zu Zinserträgen fehlten, wurde der Mittelwert der Zinserträge eingesetzt, der von allen anderen Befragten bekannt war. Dadurch war der Fehler bei der Auswertung deutlich kleiner, als wenn der fehlende Wert einfach Null geblieben wäre. Aber wenn jede einzelne Imputation nur anhand des Mittelwerts erfolgt, wird die Streuung der Zinserträge unterschätzt, da nicht auf jeden Befragten exakt der Mittelwert zutrifft – manche haben mehr, manche weniger.

Diese Vernachlässigung der Streuung führt nach Tausenden von Imputationen zum Beispiel zu einem Fehler bei der Berechnung der Einkommensarmut. Sie fällt zu gering aus, wenn statt kleiner Einkommen immer nur Mittelwerte eingesetzt werden. Deswegen haben die Survey-Statistiker die Imputationsmethoden immer mehr verfeinert. Dies ist nicht zuletzt dank gesteigener Computerkapazitäten und neuer Algorithmen gelungen, die im SOEP-Startjahr 1984 niemand erraten konnte.

Jetzt werden nicht erst bei der Analyse Mittelwerte zugewiesen, sondern für zig verschiedene Bevölkerungsgruppen werden Angaben „gedoppelt“. Das heißt, für eine fehlende Angabe duplizieren wir eine per Zufallsgenerator ausgewählte Angabe, die von einer im Detail vergleichbaren Person stammt. Dadurch wird automatisch nicht nur der Mittelwert, sondern auch die Streuung der Angaben im Datensatz richtig wiedergegeben. Es ist schon viel statistisches Know-how nötig, um das Ganze hieb- und stichfest zu machen. ■



bdw-Grafik

bekommt jeder Mann (rot) eine Gewichtung von  $49/30 = 1,6333\dots$  und jede Frau (blau) eine von  $51/70 = 0,7285\dots$

# Statistiktalente

Mehr als 500 Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen weltweit nutzen den Datenschatz des Sozio-oekonomischen Panels. **Diese vier Nachwuchsforscher haben ein besonders gutes Händchen.**

## JULE SPECHT

Wie wir wurden, was wir sind, ist weniger durch unsere Gene bestimmt als vielmehr durch Ereignisse in unserem Leben, meint Jule Specht. „Die Persönlichkeit ist nicht von Geburt an festgelegt. Und sie kann sich bis ins hohe Alter verändern“, ist sie überzeugt. Die Psychologin hat die SOEP-Daten von etwa 15 000 Befragten analysiert und erkannt: Einschneidende Ereignisse wie der Tod eines Partners, der erste Job oder die Geburt eines Kindes wirken sich deutlich auf den Charakter aus.

Mit 27 Jahren ist die Psychologin, die in Münster studiert und promoviert hat, nicht nur zweifache Mutter, sondern auch schon Juniorprofessorin an der Freien Universität Berlin. Bevor die Entscheidung für die Psychologie fiel, habe sie auch mit dem Journalismus geliebäugelt, erzählt sie. Aber da hätte ihr auf Dauer die Statistik gefehlt. Dieses Faible kann sie bei ihrer Forschung nun richtig ausleben. Aber nicht nur deshalb arbeitet sie gerne mit den Zahlen und Fakten der Längsschnittstudie: „Die Daten sind perfekt aufbereitet und dokumentiert. Zudem sind sie umfangreich und repräsentativ.“ Das fehle vielen Untersuchungen ihres Fachs leider. Jule Specht ist sicher, dass ihre Studien noch viele überraschende Erkenntnisse über die Menschen in Deutschland zutage fördern werden.

Foto: privat



## NICOLAS R. ZIEBARTH

„Wer lange Zeit krank ist, macht meist nicht blau“, räumt Nicolas Ziebarth mit seiner Forschung ein weit verbreitetes Vorurteil aus dem Weg. „Eine Langzeiterkrankung dauert im Durchschnitt vier Monate – und zwar unabhängig davon, wie hoch das Krankengeld in dieser Zeit ist.“ Der Gesundheitsökonom hat sich in seiner Dissertation mit den Auswirkungen mehrerer Gesundheitsreformen in den 1990er-Jahren beschäftigt. Als Grundlage dienten dem Forscher die Zahlen des SOEP, die für ihn so wertvoll sind wie für einen Naturwissenschaftler ein optimal ausgestattetes Labor.

Dass vor ihm niemand auf die Idee kam, die Effekte solcher Reformen zu untersuchen, wundert ihn: „Die Reformen betrafen schließlich Millionen von Menschen und riefen heftige Kontroversen hervor. Außerdem waren die Daten für solche Analysen doch da.“ Die Arbeit bescherte ihm neben dem Dokortitel viele Auszeichnungen und die Aufmerksamkeit der Forschergemeinde. So erhielt er 2011 den Ruf als Assistant Professor an die US-amerikanische Cornell University in Ithaca, wo er vor allem zu Gesundheitsökonomie lehrt und forscht. Der 31-Jährige untersucht Fragen zu gesundheitsrelevantem Verhalten und Prävention, und er erforscht, welchen Einfluss extremes Wetter auf Sterberaten oder Krankenhausaufenthalte hat. Sich auf ein Thema zu beschränken, war noch nie etwas für ihn. Auch nach dem Abitur konnte er sich nicht zwischen Betriebswirtschaft und Volkswirtschaft entscheiden.

Also machte er kurzerhand in beiden Fächern sein Diplom an der TU Berlin und entschied sich erst bei der Promotion im Rahmen des Doktorandenprogramms des DIW Berlin für VWL.



## FABIAN T. PFEFFER

Dass die Herkunft prägt, hat Fabian Pfeffer selbst erfahren. „Mein Vater hat eine soziale Ader“, sagt er und erzählt, dass sich seine Familie zu Schulzeiten der Betreuung eines Mitschülers annahm. „Der war vor allem in Mathematik begabter als ich, hatte aber das Pech, in einer benachteiligten Familie aufzuwachsen.“ Doch die Bemühungen um den Schulkameraden blieben erfolglos. Er landete auf der Hauptschule, während Pfeffer nach dem Abitur zunächst in Köln studierte, dann im Hauptstudium mit einem Fulbright-Stipendium in die USA ging, wo er seinen Master und den Dokortitel in Soziologie erhielt. Inzwischen ist der 33-Jährige Assistant Professor an der University of Michigan und mit zahlreichen wissenschaftlichen Preisen ausgezeichnet – unter anderem für seine Forschungen zur sozialen Ungleichheit.

Pfeffer, selbst seit drei Jahren Familienvater, will verstehen, warum Herkunft entscheidender ist als Begabung. So hat er inzwischen mithilfe der SOEP-Daten neben elterlichem Einkommen, Bildung und Beruf einen vierten Indikator nachgewiesen, der über den sozialen Aufstieg von Kindern entscheidet: das Vermögen der Eltern. Das, sagt er, ist in Deutschland wie in den USA weitaus ungleicher verteilt als das Einkommen. „Wer vermögende Eltern hat, entscheidet sich nicht nur eher für ein Studium, sondern studiert auch anders, weil ein Scheitern weniger gravierende Folgen hat“, erklärt Pfeffer und nennt dieses Phänomen die „Versicherungsfunktion“ des Vermögens. Am liebsten würde er mit seiner Forschung dazu beitragen, dass Kinder wie sein Klassenkamerad unabhängig von ihrer Herkunft den sozialen Aufstieg schaffen.

F. Pfeffer



## MAIKE LUHMANN

Scheiden tut weh ... beim zweiten Mal aber offenbar nicht mehr so sehr. Sinkt nach der ersten Scheidung die Lebenszufriedenheit noch rapide, ist dies bei weiteren Trennungen nicht mehr der Fall. Ein Ergebnis, mit dem Maike Luhmann nicht gerechnet hatte. Schließlich wirken andere negative Erlebnisse wie der Verlust der Arbeit beim wiederholten Mal negativer auf das Wohlbefinden. Das hat die 32-jährige Psychologin empirisch belegt. Eine Arbeit, für die sie 2011 den Preis für die beste wissenschaftliche Publikation auf SOEP-Datenbasis erhielt.

Die Psychologin, die an der Universität Koblenz-Landau studierte und an der FU Berlin promovierte, arbeitet derzeit an der University of Illinois in Chicago. „Es sind ganz alltägliche Themen, die mich zu meiner Arbeit inspirieren“, sagt Luhmann. Was macht Menschen glücklich? Und: Können wir selbst an unserer Glücksschraube drehen? Fragen, auf die sie mithilfe großer Längsschnittstudien Antworten gefunden hat.

Und nicht nur das: Auch Vorhersagen lassen sich mit den Daten treffen. Zum Beispiel: Wer unzufrieden mit seiner Lebenssituation ist, wird mit höherer Wahrscheinlichkeit in den nächsten zwei Jahren etwas ändern als ein glücklicher Mensch – umziehen zum Beispiel oder den Job wechseln. Beim Glücklichen ist es dagegen wahrscheinlicher, dass er in den folgenden zwei Jahren heiratet oder ein Kind bekommt. Maike Luhmann muss demnach vor zwei Jahren sehr zufrieden gewesen sein: Diesen Sommer ist sie Mutter einer kleinen Tochter geworden.

W. Hofmann



# Der letzte Schnappschuss der DDR

Die Menschen in Ost- und Westdeutschland entwickeln immer mehr Gemeinsamkeiten.  
**Aber Ostdeutsche machen sich weiterhin mehr Sorgen.**



**ZWEI LÄNDER IN AUFRUHR.** Es ist Frühjahr 1990, und der Eisener Vorhang, der die beiden Staaten und ihre Bewohner lange trennte, ist vor wenigen Monaten gefallen. Staatsmänner bereiten die Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion der BRD und der DDR vor, die am 1. Juli in Kraft treten soll. Gleichzeitig erkennen Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler eine einzigartige Chance: Gert G. Wag-

R. Meise/VISUM



ner und seine Kollegen wollen den gesellschaftlichen Transformationsprozess in der DDR begleiten, die Hoffnungen der Menschen auf ein besseres Leben erfassen, aber auch deren Sorgen und Ängste um die nahe Zukunft.

Wagner ist seit Juli 1989 Leiter des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin). Mit der Langzeiterhebung werden seit 1984 Daten zu allen Lebensbereichen der Westdeutschen für Forschungszwecke gesammelt. Warum, so fragen sich die Wissenschaftler, nutzen wir dieses Instrument nicht auch für die Befragung der Menschen in Ostdeutschland? Sie wissen, dass ihnen in der Umbruchphase nicht viel Zeit bleibt, einen letzten „Schnappschuss“ vom Leben in der DDR zu bekommen.

#### INTERVIEWS IN 2179 DDR-HAUSHALTEN

Eilig treiben sie ihre Idee mit Kollegen vom Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR voran. Mit dem Umfrageinstitut Infratest Sozialforschung entwickeln sie einen Fragebogen, der mit dem westdeutschen vergleichbar ist. Sie schulen Interviewer, und Infratest schickt diese im Juni 1990 in 2179 DDR-Haushalte, um 4453 Erwachsene zu befragen und Erkenntnisse über 1591 darin lebende Kinder zu gewinnen. „Wir haben es tatsächlich geschafft, den quasi letzten Augenblick der Einkommens- und Erwerbsstrukturen in der DDR festzuhalten“, resümiert Wagner. „Damit haben wir gleichzeitig die SOEP-Stichprobe erweitert und ihre Repräsentativität für ganz Deutschland erreicht.“

Die Daten, die fortan Jahr für Jahr nach Möglichkeit immer wieder in denselben west- und ostdeutschen Haushalten erhoben werden, dokumentieren den Prozess der deutschen Wiedervereinigung in all seinen Facetten. Sie liefern

**Mittagessen in einer Küche in Wernigerode, Sachsen-Anhalt, 1980. Bevor die Wiedervereinigung viele Spuren löschte, hielten SOEP-Befragter die Alltagssorgen und Hoffnungen der DDR-Bürger fest.**

den Stoff für Hunderte von Forschungsprojekten und ein Bündel von Erkenntnissen:

- Die Anpassungen waren in den ersten Jahren am größten, haben aber in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre spürbar nachgelassen.
  - Die ostdeutsche Bevölkerung war nach kurzer Zeit enttäuscht und frustriert. Vor allem die ältere Generation sah ihre Lebensleistung entwertet und wurde unzufrieden.
  - Die Lebenszufriedenheit der jungen Menschen in Ost- und Westdeutschland hat sich weitgehend angeglichen. Sie werden sich auch in den Lebensformen immer ähnlicher.
  - In beiden Teilen Deutschlands werden immer mehr Kinder nur noch von einem Elternteil großgezogen.
  - Ostdeutsche pflegen engere und stabilere Beziehungen zwischen den Generationen.
  - Westdeutsche haben sich vermehrt selbstständig gemacht. Dabei profitierten sie nach der Wende vom Kontakt zu ihren Ost-Verwandten und investierten auch in die neuen Bundesländer.
- Ökonomen, Sozial- und Politikwissenschaftler sowie Psychologen haben aus den Zahlen ermittelt, dass nach wie vor nicht alles „zusammengewachsen ist, was zusammengehört“, wie es Willy Brandt im November 1989 formulierte. Erst in einem einzigen Bereich offenbaren die Daten keine Unterschiede mehr zwischen Ost und West: bei der Wohnungsversorgung, inklusive der Ausstattung der eigenen vier Wände.

#### Kompakt

- Sozialforscher haben den Wandel in Ost und West seit der Wiedervereinigung dokumentiert.
- Nur in einem Bereich haben Ost- und Westdeutsche sich völlig angeglichen: bei der Wohnungsversorgung, inklusive Einrichtung.
- Ostdeutsche bangen bis heute deutlich mehr um die Wirtschaftslage als Westdeutsche.

Auf allen anderen Ebenen, so Peter Krause, haben wir uns immerhin deutlich aufeinander zubewegt. Der Soziologe am DIW Berlin ist Experte für Ost-West-Vergleiche und Mitherausgeber der umfassendsten Bilanz der Lebensbedingungen in beiden Teilen Deutschlands, weitgehend aus SOEP-Daten entstanden.

Diese Daten lieferten auch den empirischen Beweis, dass sich die Einkommen der Menschen in Ost und West nach der Rezession in jüngster Zeit wieder annähern. Noch 2010, zum 20. Jahrestag der deutschen Einheit, meldeten die Forscher um Krause, die Unterschiede beim durchschnittlichen Einkommen nähmen zu. Dass die Krise zwar langsam aus dem Portemonnaie verschwin-

det, aber noch tief in den Köpfen der Menschen steckt, verrät das aktuelle SOEP-Sorgen-Barometer. Nach wie vor bangen die Menschen in den neuen Bundesländern deutlich mehr um die wirtschaftliche Lage – um die allgemeine Situation im Land und besonders um ihre eigene Finanzkraft. Ein neuer Trend ist das nicht. Seit der Wiedervereinigung sind die Ostdeutschen beunruhigter, wenn sie ihre wirtschaftliche Situation beurteilen sollen. Nachgewiesen hat das die Psychologin Maike Luhmann (siehe Porträt auf S. 77), die an der University of Illinois in Chicago forscht.

**WAS DIE DEUTSCHEN GRÜBELN LÄSST**

Abgesehen von den Sorgen um den eigenen Geldbeutel haben Ost- und Westdeutsche heute weitgehend dieselben Ängste und Nöte. Und je nachdem, welches sozialwissenschaftliche Erhebungsinstrument ausgewertet wird, war dies zum Teil sogar schon 1990 der Fall. Zwar erreichten die damaligen Noch-DDR-Bürger in der ersten Befragung bei allen vorgegebenen Antwortmöglichkeiten ein höheres Sorgenniveau als die Menschen in Westdeutschland – mit Ausnahme der Umwelt. Aber als die Wissenschaftler auswerteten, was die Befragten ins Grübeln brachte, fielen in beiden deutschen Staaten schon damals sehr ähnliche Begriffe: DDR, Stasi, Entwicklung und Zukunft.

Heute werden in diesen sogenannten „Klartext-Antworten“ – unabhängig vom Wohnort – am meisten die Begriffe Entwicklung, Kinder, Politiker und Gesundheit genannt. Dabei ist die häufige Sorge um die eigene Konstitution wohl „als Ergebnis der demografischen Alterung zu verstehen“, meint Wagner.

Nach dem massiven Einbruch der Geburtenzahl ostdeutscher

Frauen bis Mitte der 1990er-Jahre werden heute in ganz Deutschland statistisch 1,4 Kinder pro Frau geboren. Die Mädchen und Jungen, die im Osten das Licht der Welt erblicken, haben in der Regel jüngere Mütter. Viele sind erst Anfang 20, wenn sie das erste Kind bekommen, und befinden sich noch in der Ausbildung.

Ganz anders in Westdeutschland: Die Frauen sind oft um die 30 Jahre alt, „haben Lehre oder Studium längst abgeschlossen und sind beruflich meist schon etabliert, wenn sie sich für das Elternsein entscheiden“, berichtet Christian Schmitt. Der Soziologe mit Schwerpunkt Familiendemografie am DIW führt den Unterschied auf lange gelebte Verhaltensweisen zurück, die „manchmal eben doch hartnäckig sind“. In der DDR war es üblich, früh eine eigene Familie zu gründen.

Ähnlich verhält es sich mit langfristig arbeitslosen Frauen in den alten Bundesländern. Sie sehen nach wie vor häufig ein Kind als Ausweg aus ihrer Misere. Denn so können sie – ohne Ansehensverlust – zu Hause bleiben und sich um Kinder und Küche kümmern, wie es jahrzehntelang in der alten Bundesrepublik üblich war. Diese Zeiten sind eigentlich aber auch im Westen vorbei. Der Anteil der Frauen, die ihr eigenes Geld verdienen, hat sich der traditionell viel höheren ostdeutschen Quote angenähert – mit zuweilen gravierenden Folgen für die Partnerschaft. „Eine im Beruf gut etablierte Ehefrau erhöht im Westen – anders als im Osten – das Trennungsrisiko“, berichtet Schmitt.

**KLEINKINDER: KLARE UNTERSCHIEDE**

Auch wenn sich Frauen in den alten Bundesländern heute viel stärker im Beruf engagieren – sobald sich Nachwuchs ankündigt, unterbrechen sie oft ihre Berufstätigkeit und bleiben länger zu Hause, wie Untersuchungen von Pia Schöber nahelegen. Die Bildungs- und Familienforscherin am DIW hat in einer Studie die frühe Betreuung und Förderung von Kindern erforscht und dabei signifikante Unterschiede in Ost- und Westdeutschland gefunden.

Weniger als ein Drittel der unter Dreijährigen aus durchschnittlichen Fami-



Frappant ähnlich: Diese „Klartext-Sorgen“ gaben die Deutschen im Osten (oben) und im Westen (darunter) 1990 den Befragern zu Protokoll.

Grafiken: G. G. Wagner, J. Goebel, „Fragen an die etablierten Zimfte – und einige einfache Antworten“, in: D. Huschka, „Forschungsinfrastrukturen für die qualitative Sozialforschung“ 2013.



Auch 2011 unterschieden sich die Haupt-Sorgenwörter im Osten (links) und im Westen (rechts) kaum. Neu in beiden Landesteilen: die Sorge um „Gesundheit“.

lien besucht im Westen eine Kita, während es im Osten mehr als die Hälfte ist. Umgekehrt ist das Verhältnis bei der privaten Förderung: Jedes zweite West-Kleinkind geht zum Eltern-Kind-Turnen, zur musikalischen Früherziehung oder in die Malschule, während im Osten kaum ein Drittel der Kinder solche Förderangebote nutzt.

Ähnlich engagiert sind die Menschen in beiden Landesteilen dagegen in der Politik. Martin Kroh, Politikwissenschaftler am DIW und Professor an der Berliner Humboldt-Universität, hat die SOEP-Daten für das ganze Land unter die Lupe genommen, einen innerdeutschen Vergleich gezogen – und nur geringe Unterschiede festgestellt. Sein Befund: Immerhin ein Drittel gibt an, sich stark oder sehr stark für Politik zu interessieren. Und et-

wa ein Viertel hält politische Beteiligung für wichtig. Aber nur jeder Zehnte mischt auch aktiv in der Politik mit.

Ausgeprägt sind nach wie vor die Unterschiede in der Zufriedenheit mit den staatlichen Institutionen sowie beim Demokratieverständnis. Dass es zum Beispiel Arme und Reiche gibt, bringen Ostdeutsche mit der Staatsform in Verbindung – ein Gedanke, der im Westen wenig verbreitet ist. Ostdeutsche haben noch immer weniger Vertrauen zu den rechtsstaatlichen Behörden. Sie wünschen sich mehr staatliche Unterstützung, um ein abgesichertes Leben führen zu können. Zudem fühlen sie sich einer Partei weniger langfristig verbunden und wählen auch anders.

„Wie die Wahlergebnisse der Linken und der Grünen zeigen, gibt es Unterschiede in der Parteipräferenz zwischen Ost und West“, sagt Politikwissenschaftler Kroh. „Doch auch im Westen selbst unterscheiden sich die Wahlergebnisse, etwa von Nordrhein-Westfalen und Bayern.“ Ebenso wie sich diese beiden Bundesländer über Jahrzehnte ihre Eigenheiten bewahrt haben, gibt es solche Unterschiede auch zwischen Ost- und Westdeutschland, sagt Soziologe Krause. Doch die Vergangenheit in unterschiedlichen politischen Systemen – die Großmutter mit DDR-Sozialisation oder der Großvater bundesrepublikanischer Prägung – verliert mit der Zeit an Bedeutung. Wichtiger werden Faktoren wie Einkommen, Alter oder Familienstand. Das zeigen die Daten schon jetzt für die jüngeren Altersgruppen.

Neben diesen soziodemografischen Faktoren gewinnen die konkreten Lebensumstände an Einfluss. „Sowohl im Westen als auch im Osten wird es Regionen mit unterschiedlichen Entwicklungschancen geben“, sagt Peter Krause mit Blick auf seine prall gefüllte Daten-Schatztruhe. ■

Seit dem Mauerfall prägen die gemeinsamen Lebensumstände die Deutschen.



## Mehr zum Thema

### LESEN

Peter Krause, Ilona Ostner (Hrsg.)  
**LEBEN IN OST- UND WESTDEUTSCHLAND**  
 Eine sozialwissenschaftliche Bilanz der deutschen Einheit 1990–2010  
 Campus, Frankfurt a. M. 2010, € 58,-